einer Situationsbeschreibung versehen, sodass die LeserInnen sich selbst Gedanken über Bedeutung und Funktion des Beispiels machen können. Einem Diagramm, das die Situation noch verdeutlicht, folgt die prägnante Interpretation des Textauszugs.

Anschließend an dieses Analysekapitel führt die Autorin ihre Untersuchungen zu einer kontrastiven Betrachtung zusammen, in der sie ihre Erkenntnisse noch einmal verdichtet präsentiert. Die Autorin kann anhand ihrer Ausführungen ihre Ansicht, dass Ellipsen und vollständige Sätze nicht einfach gegeneinander ersetzbar seien, glaubhaft machen. Sie zeigt durch die detaillierte Bearbeitung der von ihr ausgewählten Beispiele fragmentarischer Äußerungen aus den Theaterstücken und dem Vergleich der fragmentarischen mit eventuellen vervollständigten Sätzen, dass Satzellipsen in der Kommunikation andere Aufgaben übernehmen als vollständige Sätze.

Zusammenfassend kann zu diesem Buch festgestellt werden, dass es flüssig zu lesen, logisch und sehr systematisch aufgebaut ist. Auch die theoretische Aufarbeitung wurde verständlich und leicht nachvollziehbar gestaltet, ein paar der Wiederholungen wären dabei nicht unbedingt notwendig gewesen. Manche Stellen würden sich für das Einbeziehen allgemeinerer pragmalinguistischer Ansätze geradezu anbieten, statt den Fokus allein auf die funktionale Pragmatik zu legen, das hätte aber höchstwahrscheinlich den Umfang der Arbeit gesprengt. Trotzdem kann das interessierte Publikum aus den Überlegungen der Autorin über fragmentarische Äußerungen eine neue Sichtweise auf elliptische Sätze gewinnen. Es ist spannend und interessant, das Deutsche im Kontrast zum Arabischen zu sehen und so neue Sichtweisen auf das Deutsche zu gewinnen.

Engel, Manfred; Lamping, Dieter (Hrsg.): **Franz Kafka und die Weltliteratur.** Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2006. – ISBN 3-525-20844-8. 378 S, € 49,90

(Georg Jansen, Peking/China)

»Werde ich es erlauben, dass ein *fremder* Gedanke heimlich über die Mauer steigt? – Und das hiesse ja lesen...« In einer der berühmtesten und zugleich kürzesten Leseautobiografien hat uns Nietzsche mit *Warum ich so klug bin* zunächst weismachen wollen, er habe seine Bücher ohne jeden Gedanken an andere Autoren verfertigt – um dann aber doch jede Menge intertextuelle Hinweise auf von ihm verehrte Schriftsteller und Bücher zu geben. Nicht zufällig ist der gewichtigste Teil der Autobiografie des Philologen-Philosophen eine Darlegung seiner Leseerfahrungen. – Was hat ein Autor gelesen? Bei welchen Büchern entlehnt er Schreibweisen, Themen und Motive und wie kann er sie für seine eigene Arbeit verwerten? Diese Fragen liefern den Grundanstoß zu jeder intertextuellen Untersuchung. Aus der Rekonstruktion des persönlichen Kanons eines Schriftstellers Erklärungen für sein eigenes Schreiben, für seine Themen, vor allem aber für seine Poetologie zu finden, ist die heuristische Idee hinter der Intertextualitätsforschung. Eine andere Frage: »Welche Schriftsteller hat mein Lieblingsschriftsteller gelesen?« gilt – weil Geschmacksfrage – zwar als unwissenschaftlich, ist aber von nicht hoch genug zu veranschlagendem Motivationsgehalt für den Leser und Literatur Studierenden: Wenn ich erfahre, was der Autor, dessen Werke mir tiefe Leseindrücke verschaffen, gelesen hat, so habe ich (verbürgte) Hinweise für meine nächsten Leseabenteuer.

Der vorliegende Band versucht der Frage nach Kafkas Stellung zu »Weltliteratur« nachzugehen und ihn sowohl als Subjekt eigener Lektüren wie als Objekt der

Lektüren zeitgenössischer und nachgeborener Autoren vorzustellen. Erklärtes Ziel dieses komparatistischen Unternehmens ist zum einen, Kafkas »Isolierung innerhalb der Literaturgeschichte« (20) aufzuheben. Zum andern soll der Nachweis der Vielfalt der Bezüge zu heterogenen Autoren und Werken den Eindruck des Monolithischen von Kafkas Werk korrigieren helfen. Es darf bezweifelt werden, ob beide zugrunde gelegten Befunde, vor mehr als 40 Jahren von Hans Mayer formuliert, heute noch triftig sind und Anlass zu einer Revision des Kafkabildes geben können.

Eine dem Autor zu schuldende Schwierigkeit liegt in der die Philologie lange Zeit verwirrenden Tatsache, dass mit Kafka einer der wenigen Autoren, die über den deutschen Sprachraum hinaus zu den Bedeutendsten zählen, selber wenige Bücher besaß und offenbar wenig, jedenfalls unsystematisch gelesen hat, dass er Gelesenes frei umgedeutet und zugleich als Lebenshilfe und für die Organisation seiner Satzreihen genutzt hat. Am Beispiel eines Tagebucheintrags zeigt Dieter Lamping in dem Eröffnungsaufsatz Kafkas »ganz und gar subjektive [...] Rezeption« eines Textes von Strindberg, die verdeutliche, dass Kafka »auch das Lesen als imaginative Tätigkeit verstanden hat, die Lektüre in Literatur verwandelt« (14). Gerade weil Kafkas Rezeption literarischer Werke sich nicht im Zitat, sondern in »poetische[r] Transformation« niederschlägt, ist aber, wie es scheint, bei allen Versuchen, intertextuelle Bezüge zu rekonstruieren, mehr oder weniger und d. h. bisweilen ein nicht mehr akzeptierbares Maß an Spekulation im Spiel. Wenn aber umfassende Deutungsverweigerung bei diesem Autor wie bei keinem zweiten Programm geworden ist, wie sollte es dazu passen, dass sich seine Lektüren bzw. literari-

schen Vorarbeiten stichhaltig rekonstruieren und interpretieren ließen?

Gerhard Neumann, einer der ausgewiesenen Kenner von Kafkas Werk, stellt in der ersten Sektion – *Kafkas Lektüren* – zwei für Kafka bedeutende Autoren einander gegenüber, die unterschiedlicher kaum sein könnten, um daraus eine ebenso griffige wie für zukünftige Überlegungen anspielungsreiche Antwort auf die Frage nach Kafkas Bezugnahme auf literarische Prätexte zu finden. Zunächst ist Goethe, der »Perspektivierung von Leben-Erzählen im Zeichen klassischer Serenität [...] aus der Sicht Kafkas souverän beherrschte« (52), das große Vorbild für den jungen Kafka bei seiner »Erkundung der Bedingung der Möglichkeit für das Erzählen einer Lebensgeschichte, einer Bildungs- und Erziehungsgeschichte als Grundform von Literatur« (50). An Kafkas Tagebucheinträgen kann Neumann nachweisen, dass Kafka intensiv Goethes Tagebücher sowie *Dichtung und Wahrheit* studiert hat. Beide Bücher galten ihm als Modellfall einer abgeklärten Literarisierung des eigenen Lebens, insofern Goethe in ihnen anscheinend mühelos genau das erreicht hat, was Kafka einzig anstrebte: Die »Herstellung von Individualität als Literatur in Szene zu setzen« (51). Aber das Große des Vorbilds, das Abgeschlossene und Klassische der Sprache Goethes bedeutet für Kafka schon bald Bedrohung und Beschränkung bei seiner Suche nach einer beweglichen, ständig aktualisierbaren, »näher an die Körperlichkeit gerückt[en]« (57) Sprache, und es ist genau dieses Bedürfnis nach einem Gegenpol zu Goethe, mit dem Neumann die merkwürdige Verehrung erklärt, die Kafka der plötzlich vor ihm auftauchenden Figur des jiddischen Schauspielers Jizchak Löwy entgegen bringt. Mit den Auftritten seiner Lemberger Theatertruppe in Prag eröffnet Löwy Kafka die Idee einer »Poetologie eines

nomadisierenden Jargons außerhalb des Codes der *großen Erzählungen* und ihres Sprechens von der *Ordnung der Dinge*« (57). Im Jargon findet Kafka diese klassische Ordnung für immer zurückgewiesen, er sieht hier einen der Grammatik unzugänglichen Bereich, den, so heißt es im Fragment einer Rede über den jiddischen Jargon aus dem Nachlass, »Völkerwanderungen durchlaufen [...] von einem Ende bis zum anderen«. In dem extrem biegsamen Jargon, der primär gesprochene, also flüchtige, performative Sprache ist, erkennt Kafka nun die Möglichkeit, seine ureigene Lebensgeschichte als Literatur zu inszenieren.

Mit diesem Gegenentwurf überwindet Kafka aber ab etwa 1911 Goethes klassisches Ideal keineswegs – der Bildungs- und Entwicklungsroman, an dem Kafka festhält, erhält vielmehr in der Zielrichtung jener Löwy geschuldeten »Kleinen Literatur« jene Kafka eigene dilemmatische Gestalt: Es ist der Konflikt zwischen klassischer, kanonischer Kultur und subversiver Gegenkultur, der in Kafkas Schreiben bis zuletzt am Werk ist. Neumann kann an Hand der beiden antipodischen Prätexte erklären, wie Kafkas Literatur heute »als funktional und als dysfunktional zugleich im Zeichen des Bildungsauftrags der Kultur« (63) wirkt: Indem sie am seit Aristoteles mimetischen Auftrag aller kulturellen Arbeit festhält, zugleich aber die kanonisch-herrschende Kultur kritisch zu unterlaufen versucht. Es wäre aufschlussreich, die Nähe zu Nietzsche, dessen kulturumwertende Absichten hier anklingen, vor allem an dem erwähnten nachgelassenen Redefragment Kafkas eingehender zu untersuchen.

Intertextuelle Bezüge werden von Kafka aber nicht bloß um der eigenen Textproduktion willen hergestellt. Thomas Anz will den Titel seines Aufsatzes *Kafka liest Kierkegaard* ausdrücklich *nicht* metony-

misch verstanden wissen: Kafka habe Kierkegaards Buch des Richters, in dem der Däne über seine ein Jahr dauernde, dann aber gescheiterte Verlobung schreibt, vor allem deshalb mit großem Interesse studiert, um »zukünftige Lebensentscheidungen nach erlesenen Mustern zu treffen« (87). Kafkas anschließende Verlobung mit Felice Bauer hielt bis zu ihrer Auflösung möglicherweise deshalb nur sechs Wochen, weil Kafka in seiner identifikatorischen Kierkegaardlektüre die Reflexion intertextuell schon entlehnt, d. h. vorgeholt hatte.

Wenn auch Kierkegaards Reflexionsdreieck *Ästhetisches – Ethisches – Religiöses* den nach einer rein literarischen Existenz suchenden Kafka nicht interessierte, so bleibt doch sein existentialistisches Denken, das das schreibende Subjekt in die Mitte des Schreibakts stellt und objektiv-systematische Philosophie zurückweist, ein bedeutsames Vorbild für die expressionistischen Schriftsteller insgesamt.

Es ist überhaupt vielversprechend, Kafkas Umgang mit Büchern nicht allein textwissenschaftlich zu betrachten. Der Literaturbegriff eines Autors, der von sich schreibt, er »bestehe aus Literatur«, kann nicht weit genug gefasst werden. Kafka scheint die Welt insgesamt als Buch betrachtet zu haben. Für Rüdiger Görner ergibt sich aus Überlegungen zum Absurden in Kafkas Werk »die These, dass neben Kafkas Lektüre der Weltliteratur die Lektüre der kleinen Welten steht, sein eigensinniges Lesen dieser Welten, seine Lektüre ihrer als widersinnig konstatierten Eigenwilligkeiten« (296). Es ist Görner allerdings vorzuwerfen, dass er in seinem Text, statt das Absurde bei Kafka auf den Punkt zu bringen, den Begriff durch verwandte Begriffe wie »Abstruses«, »aberwitzig Nürrische[s]«, »Widersinniges«, »Paradox-Absurde[s]« und »Absurdistan« ersetzt, wobei der zur Diskussion gestellte

Begriff seine Trennschärfe verliert und seine Fragwürdigkeit nur verlagert wird. Den zweiten Teil des Buchs – *Kafka-Lektüren* – eröffnet Hans-Gerd Kochs Beitrag *Brods erlesener Kafka*. Die Doppeldeutigkeit des Titels erklärt sich am Ende von selbst; Koch zeigt in seinem kurzen Text, wie Brods quasi-religiöse Verehrung Kafkas, die der Überzeugung von der Erlesenheit seines Genies entspringe, ihn zugleich in dem blinden Glauben erhalten habe, Kafkas Schriften ganz verstanden zu haben. Je mehr Brod seinem Freund zu literarischer Anerkennung verholfen und sich das Werk des Freundes »erlesen« habe, umso bedeutungsloser sei sein eigenes Schreiben geworden, und Koch erkennt den posthumen Fortgang von Brods Drama darin, dass nicht nur sein eigenes literarisches Werk, sondern auch das von Brod aller zukünftigen Kafka-Deutung empfohlene »Bild des Freundes längst eine eigene Dynamik entwickelt« habe (169) und heute gar nicht mehr verlegt werde.

In den folgenden Beiträgen dieser Abteilung wird Einflüssen bei deutschsprachigen Autoren nachgegangen, die bisher kaum mit Kafka in Verbindung zu stehen schienen: Celan, Tucholsky, Broch. Sofern hier konkrete Bezugnahmen vorliegen, können unterschiedliche und in ihrer Nachgeordnetheit auch zeitgebundene Entwicklungslinien zeigende Kafka-Deutungen wie bei Broch und Canetti gegeneinander abgewogen werden. Fehlen jedoch konkret nachweisbare Bezüge und hängt, ob »die angesprochene Passage jedenfalls einen doppelten Boden« habe, davon ab, ob Forscher und Leser »den intertextuellen Bezug zu Kafka realisieren« (191) können und wollen, steht mitunter der Phantasie des Lesers zur freien Auswahl, was in den Texten stichhaltig nicht nachzuweisen ist. Solcherlei Betrachtungen müssen umso mehr ins Reich der Marginalien verwiesen wer-

den, als viele andere Autoren deutscher Sprache so ungleich deutlicher und produktiver Kafka aufgegriffen und *weitergeschrieben* haben – wie etwa Peter Handke, Thomas Bernhard und Wolfgang Hilbig. Dass keinem dieser Autoren ein Beitrag gewidmet ist, spricht allerdings dem repräsentativen Anspruch des Buchdeckels Hohn.

Der dritte Teil schließlich – *Kafka und die literarische Moderne* – setzt sich mit typologischen Fragestellungen auseinander. Der Mitherausgeber des Bandes, Manfred Engel, stellt auf überzeugende Weise dar, wie sich die literarische Moderne zwar in der Negation zu Verfahrensweisen des ganz dem mimetischen Prinzip verschriebenen Realismus entwickelt, jedoch gerade aus der Steigerung seiner immanenten Techniken seine eigenen Verfahrensweisen erhalten hat. Engel sieht in der Moderne, an deren Anfang er Kafka als exemplarischen Autor stellt, eine naturgemäße Fortführung realistischer Erzählintentionen. Dieser lehrreiche Aufsatz über die Entstehungsbedingungen der literarischen Moderne ist eine profunde Einführung in die Ausgangslage Kafkas, wenn auch seine Platzierung in diesem Band nicht ganz überzeugen kann. Auch Karl Richters Beitrag zu Kafkas Parabolik geht nicht so sehr intertextuellen Bezügen zu anderen Autoren dieser für Kafka zentralen Gattung nach, sondern versucht die Spezifika von Kafkas Parabel an dessen eigenen Texten festzumachen.

Je weiter man mit der Lektüre des Buchs voranschreitet, desto vielfältiger werden zwar die angeschlagenen thematischen Bezüge; die Beispiele aus Kafkas Texten jedoch wiederholen sich in den verschiedenen Forschungsarbeiten. Das stört nicht nur wegen der vergebenen Möglichkeiten, den unterschiedlichen Thesen eine breitere Anschaulichkeit am Werk des Autors selbst zu verschaffen. Auch

gewinnt man allmählich den Eindruck, dass bestimmte Zitate vor allem aus dem Tagebuch, aber auch aus Gleichnissen und der Kurzprosa so sehr zum Allgemeinut der Deutungsbemühungen geworden sind, dass man vor lauter win-kenden Zaunpfählen nicht mehr die Sätze Kafkas selbst zu sehen vermag. Die Kafka-Forschung möge uns zukünftig nicht nur mit ungewöhnlichen Thesen überraschen, sondern auch mit weniger zitierten Textbelegen.

Eine weitere kritische Anmerkung sei hier erlaubt: Das heute weltweit gültige, auch in der nichtliterarischen Welt ange-kommene Klischee des »Kafkaesken«, mit dem eine von kausallogischen Wi-dersprüchen ausgehende beunruhi-gende Atmosphäre immer mehr von Menschen bezeichnet wird, die seinen Namensgeber nicht gelesen haben, sollte in der Literaturwissenschaft nur dort angeführt werden, wo es als Phäno-men des populären Kafkabildes reflektiert wird, nicht aber, um damit in Texten mit wissenschaftlichem An-spruch literarische Phänomene erklären zu wollen – denn dazu ist es gerade als Klischee ungeeignet.

Es bleiben also viele Fragen, obwohl sie es nicht müssten, dennoch offen. Und so hinterlässt das Buch einen zwiespälti-gen Eindruck. Einige heute virulente Fragestellungen, die aber meist nicht neu sind, werden vorgebracht, der Leser erhält dabei insgesamt kaum (begriff-lich-systematische) Anhaltspunkte. Das Manko vieler Sammelbände, weitge-hend unabhängig voneinander entstan-dene Beiträge unter einen thematischen Hut bringen zu müssen, wird leider nicht einmal durch ein Stichwortver-zeichnis ausgebessert, das man bei dem stattlichen Kaufpreis erwartet haben dürfte.

Eine von Kafkas Werk ausgehende Dis-kussion des ebenso problematischen wie

im globalen Zeitalter unerhört aktuellen Begriffs »Weltliteratur«, der doch ins Zentrum gestellt wird, fehlt völlig. We-der wird der Leser auf den aktuellen Diskussionsstand dieses schwerwiegen-den Begriffs gebracht, noch wird eine gültige Definition oder auch nur ein Hinweis zu seiner Entwicklung seit sei-nem wichtigsten Förderer Goethe gege-ben, ganz zu schweigen von einer Erör-terung seiner Rolle und veränderter Implikationen unter den Bedingungen (Chancen oder Risiken?) einer zuneh-mend globalisierten Welt auch der For-schung und Literatur.

Der Wunsch nach einer systematischeren Arbeit, die Kafkas Aktualität aus seinen Bezügen zur Weltliteratur erklären kann, wird jedenfalls geweckt.

Fischer, Kerstin; Stefanowitsch, Anatol (Hrsg.):

Konstruktionsgrammatik. Von der An-wendung zur Theorie. Tübingen: Stauff-fenburg, 2006 (Stauffenburg Linguistik 40). – ISBN 3-86057-788-3. 210 Seiten, € 29,80

(Petra Szatmári, Szombathely / Ungarn)

Während die Konstruktionsgrammatik, eine »vergleichsweise junge linguistische Theorie oder vielmehr ein Bündel lingu-istischer Theorien« (1), bereits in Nord-amerika ihren Platz gefunden zu haben scheint, findet sich ihr Gedankengut ge-genwärtig lediglich in wenigen deutsch-sprachigen Einzelveröffentlichungen, so auch in der ungarischen Germanistik (u. a. Cziczá 2007). Diese Lücke will das Autorenpaar mit dem vorliegenden Band schließen, wobei über das Aufzeigen von Anwendungsgebieten auch eine weitere Fundierung der theoretischen Positionen erfolgen soll.